

VII. Überfall

Am Sonntag, 26. Juni, trat ich allein die Rückreise nach Weimar an. Elfriede wollte noch drei Tage bei ihren Eltern in Markkleeberg verbringen und am Donnerstag wieder zu Hause sein. Der Abschied vom geliebten Waldenburg, wo wir zwei so schöne, ungetrübte Ferienwochen verlebt hatten, und die - wenn auch nur kurzfristige - Trennung von Elfriede kamen mir ziemlich schwer an. In abendlicher Stunde rollte ich über Glauchau, Zwickau, Gößnitz, Gera durch das sich mehr und mehr eindunkelnde Land der Goethestadt entgegen. Kurz nach 22 Uhr schloß ich unsere Haustür auf. Als ich die Treppe erklommen hatte, entdeckte ich auf unserem Schuhschränkchen, das wegen Platzmangel auf dem Flur stand, einen Briefumschlag mit Dr. Gaudeks unverkennbaren Schriftzügen. Beim Überfliegen der wenigen Zeilen stockte mir fast der Atem.

"Lieber Kamerad Fleischhack", so etwa lautete der Text, "bitte, kommen Sie noch heute abend, so spät es auch sein mag, zu mir. Ich muß Sie dringend über bestimmte Geschehnisse in der Bibliothek informieren, noch bevor Sie morgen Ihren Dienst antreten. Ich bin auf alle Fälle noch wach. Ihr Gaudek."

Ich wußte sofort, daß das nichts Gutes bedeuten konnte, und begab mich nach dem Ablegen meines Reisegepäcks, während mir tausend Gedankenketten durch den Kopf schwirrten, umgehend auf den Weg zur Steubenstraße, wo Dr. Gaudek wohnte. Es mochte ein Viertel vor 23 Uhr gewesen sein, als ich bei ihm schellte. Er kam sogleich die Treppe herab und ließ mich ein. Hemdsärmelig - denn es herrschte drückende Schwüle - und mit dem mir so vertrauten, gemütlich klingenden österreichisch-sudetenländischen Tonfall bat er mich dann, in seinem Gestühl Platz zu nehmen. Was er mir zu eröffnen hatte, hörte sich freilich alles andere als erheiternd an. Seiner Schilderung nach hatte sich am letzten Freitag folgender Hergang abgespielt:

Gleich frühmorgens war in der Bibliothek eine dreiköpfige Kommission aufgetaucht mit dem Chefreferenten für das gesamte Bibliothekswesen der Zone, einem Herrn Schmidt (von seiner vorausgegangenen untergeordneten Tätigkeit im Thüringer Volksbildungsministerium hing ihm noch die Bezeichnung 'Schmidt VI' an), sowie einer Frau Lange von der Kaderabteilung des Staatssekretariates für Hochschulwesen in Berlin und einem Abgesandten der Erfurter Bezirksleitung der SED. Ziel ihres Kommens: "Aufdeckung der konterrevolutionären Verschwörung, die in der Thüringischen Landesbibliothek zu den Provokationen vom 8. und 9. Juni geführt hat". In erster Linie Verhör der Hauptschuldigen. Nun hatte das Rollkommando insofern eine ziemliche Niete gezogen, als Dr. Pflaume und ich uns gerade im Urlaub und somit außer Reichweite befanden. Den Ärger über diesen Schlag ins Wasser hatte dafür der arme Herr Lipfert doppelt und dreifach auszubaden. Eine längere interne Vorbesprechung mit dem Chef und der BPO war vorausgegangen, ehe unser Kollege ins Direktorzimmer zitiert und von dem Stab nach allen Regeln oder Unregeln vernommen wurde. Herr Lipfert, der ja schon in so mancher hitzigen Diskussion mit Kampe nie eine Antwort schuldig geblieben war, mußte auch in dieser höchst bedrohlichen Situation standhaft Paroli geboten, den Zorn der Kommission dadurch aber noch vollends gesteigert haben. In einer kurzfristig für Nachmittag einberufenen Versammlung der gesamten Belegschaft hatte sich vor allem die Frau Lange wie eine Megäre mit gehässigsten Beschimpfungen hervorgetan und am Schluß ihrer Brandrede härteste Bestrafung des Kollegen Lipfert sowie unnachsichtige Untersuchung gegen die beiden 'Mitverschwörer' Dr. Pflaume und Fleischhack gefordert. Von Lipfert hatte sie außerdem noch öffentliche Selbstkritik wegen seiner "schweren Verfehlungen und dem mangelnden Vertrauen zum Staat der Werktätigen" verlangt. Aus ihm war jedoch kein Wort herauszuquetschen gewesen. Nach Dr. Gaudeks Ansicht hätte er allerdings besser einlenken sollen, um die mit Hochspannung geladene Atmosphäre zu entkrampfen. In der Belegschaft, die nach den massiven Anschuldigungen der aufgebrachten Frauensperson zuerst wie versteinert dagesessen hatte, war es schließlich zum Kochen gekommen. Mit zuneh-

memdem Nachdruck hatten sich die Kollegen für Herrn Lipfert eingesetzt und auf seine fachliche Tüchtigkeit verwiesen, doch erst Herr Guder - ein Mann von ausgesprochen gutmütiger Wesensart, bei verletztem Rechtsempfinden aber zu cholerisch-leidenschaftlichen Temperamentsausbrüchen neigend - war es gewesen, der das Kesseltreiben als solches mit rückhaltlos heftigen Worten anprangerte. Vor Erregung waren ihm dabei regelrecht die Tränen geflossen. Die Parteigewaltigen mochten mit derart erbittertem Aufbegehren nicht gerechnet haben. Zum Schluß der nervenaufreibenden Versammlung hatte Lipfert, insbesondere auf Betreiben des Erfurter SED-Vertreter, die Auflage erhalten, 14 Tage vom Dienst fernzubleiben, in dieser Zeit "sich zu besinnen" und verschiedene Schriften von Marx, Lenin und Stalin gründlichst durchzustudieren. Nach Dr. Pflaumes und meiner Vernehmung sollte er noch einmal Gelegenheit erhalten, seine 'Irrtümer' einzugestehen und Besserung zu geloben.

"Ich wollte Ihnen, lieber Fleischhack," so beendete Dr. Gaudek seinen Bericht, "das alles nur mitgeteilt haben, damit Sie morgen früh nicht ahnungslos, sondern schon gewappnet im Dienst erscheinen und wissen, wie Sie sich zu verhalten haben. In der 'Bibl' kann man doch - Gott sei's geklagt - kein deutliches Wort mehr miteinander wechseln. Aber um eines bitte ich Sie: Seien Sie jetzt unbedingt vorsichtig und vermeiden Sie jegliche Blöße! Lassen Sie es nicht so weit kommen wie Kollege Lipfert! Der Selbsterhaltungswille sollte wichtiger sein."

Es war ein echter Freundschaftsdienst, den mir mein Gegenüber mit dieser Warnung erweisen wollte. Und ich dankte ihm bewegten Herzens. Auf dem Nachhauseweg zu nächstlicher Stunde jagten mich bange Ahnungen und beklemmende Befürchtungen. Lediglich die physische Ermüdung ließ mich in einen gleichwohl von innerer Unruhe erfüllten Schlaf versinken.

Wider Erwarten blieb ich am Montag von jeglichem Verhör verschont. Kampe war gar nicht anwesend und hatte sein Erscheinen erst für Dienstag angekündigt. Ich fand Berge von Arbeit vor, denen ich so konzentriert wie möglich zu Leibe rückte. Die SED-Genossen hüllten sich mir gegenüber in eisiges Schweigen, den anderen konnte ich die Spuren des Entsetzens über die Vorfälle vom Freitag noch deutlich vom Gesicht ablesen. Sie bedachten mich mit besorgten, mitfühlenden Blicken, vermieden aber, um keinen Argwohn hervorzurufen, längere Gespräche. Dr. Gaudek zeigte sich den ganzen Tag über nicht ein einziges Mal in meinem Raum. Nach angespannter Tätigkeit ging ich spät abends noch ein Stück an den Ilmwiesen entlang, dort, wo Goethe einst seine unsterblichen Verse 'An den Mond' geformt hatte. Mich innerlich von allem lösend, suchte ich Kraft zu gewinnen, den bevorstehenden unangenehmen Dingen mit Gelassenheit entgegenzusehen.

Hatte ich gedacht, gleich am Dienstag morgen zu einem stinkwütenden 'Koka' gerufen zu werden, sah ich mich insofern getäuscht, als er sich erst zur Mittagsstunde meldete und dann zunächst verhältnismäßig milde Töne anschlug. Seine etwas gepreßt klingende Eingangsfrage:

"Was haben Sie mir da bloß eingebrockt?" beantwortete ich ziemlich keck mit dem Gegenzug:

"Ich glaube, die Frage stellt sich eher umgekehrt: Was haben S i e u n s eingebrockt? Ich bin jedenfalls empört darüber, daß man gegen einen Kollegen, der uns allen als tüchtig und aufrichtig bekannt ist, lediglich wegen abweichender politischer Meinungsbekundungen ein förmliches Scherbengericht eröffnet hat und daß er vorerst seine Arbeit nicht weiterführen darf."

Daraufhin hielt er mir, sich noch immer betont ruhig gebend, einen längeren Vortrag über die gesellschaftlichen Verpflichtungen eines Staatsbediensteten und schloß mit der Weisung:

"Auch bei einer Diskussion sollte man wissen, wen man vor sich hat. Wer sich wie Sie in unkontrollierter Weise gehen läßt, darf sich über ernste Folgen nicht wundern."

"Damit, Herr Kampe", erwiderte ich, "bestätige Sie ja faktisch meine gewiß etwas zu spontan hervorgesprudelte Äußerung, daß wir keine geistige Freiheit

besitzen. Der Fall Lipfert und die drohende Aussicht, daß mir evtl. ein gleiches Geschick zugebracht ist, beweisen doch nichts anderes als die Richtigkeit meiner Behauptung. Wie würde ich mich freuen, könnten Sie mich in diesem Punkte überzeugend widerlegen!"

"Wer die Errungenschaften der Arbeiterklasse so in den Staub zerzt, wie das Dr. Pflaume, der Kollege Lipfert und Sie getan haben, kann nicht mit nachsichtiger Milde rechnen", lautete Kokas lakonisch-strenge Antwort.

Dann kam er, offenbar um mir noch einmal ein Stück entgegenzugehen, auf meine bürgerliche Herkunft zu sprechen, die es mir vermutlich etwas schwer mache, den Weg und die richtige Einstellung zur Arbeiterklasse zu finden. Solche Widerstände müsse ich jedoch mit besten Vorsätzen zu überwinden trachten, wolle ich weiter im Staatsdienst beschäftigt bleiben. Selbsterkenntnis und Selbstkritik seien die unumgänglichen Mittel dazu.

"Herr Kampe", erklang mein neuerlicher Einwand, "den mir angeblich so schwer fallenden Weg zur Arbeiterklasse habe ich, wenn Sie so wollen, längst beschritten; denn meine Frau ist die Tochter eines werksangehörigen Maschinenschlossers. Und was mein eigenes Herkommen anbetrifft: Als Pfarrer ist mein Vater allen Schichten und Ständen des Volkes verbunden. Der christliche Glaube verbietet es geradezu, sich besondere Gruppeninteressen zu eigen zu machen. Für den Christenmenschen gibt es keine 'Klassen'. Doch gestatten Sie mir noch ein weiteres Wort: Hören Sie sich doch einmal um in den Fabriksälen und unter den Arbeitern! Von dem, was Sie so stolz als 'Errungenschaften der Arbeiterklasse' bezeichnen, will gerade der werktätige Personenkreis herzlich wenig wissen. Diese Leute wollen in Ruhe ihrer Arbeit nachgehen und politisch unbehelligt bleiben. Freilich, offiziell Beschwerde über die jetzigen Zustände einzulegen, wagt kaum jemand. Dem Betreffenden würde das ja auch ähnlich übel bekommen wie jetzt und hier Herrn Lipfert."

Darauf reagierte Kampe sehr kurz und unwirsch, schaute nervös nach seiner Uhr und brach die Unterhaltung mit den Worten ab:

"Ich muß zu meinem Bedauern feststellen, daß Sie die Tragweite Ihrer Verfehlungen offensichtlich noch immer nicht begriffen haben und diese mit neuen haltlosen Anschuldigungen glauben stützen zu können. Ich warne Sie ernstlich. Die ganze Sache wird Ihnen noch sehr teuer zu stehen kommen. Das Staatssekretariat für Hochschulwesen hat Ihren Fall bereits an sich gezogen und wird darüber befinden. Ich kann mich nur dann noch für Sie verwenden, wenn Sie generelle Einsicht darüber bekunden, einen verhängnisvollen Irrweg beschritten zu haben. Schließlich trage ich die Verantwortung dafür, daß die Beschäftigten der Landesbibliothek ihren fachlichen und gesellschaftlichen Verpflichtungen in vollem Umfang nachkommen. Abweichungen, wie sie jetzt in derart provozierender Weise hervorgetreten sind und noch bekräftigt werden, sind einfach untragbar."

Am Nachmittag berichtete ich den Kolleginnen im Hinterbau von der stattgefundenen Aussprache und Kampes Drohungen.

"So ein gemeiner Schuft, dieser Koka", stöhnte Frau Theiß.

Am Abend spürte ich das dringende Bedürfnis, mich in frischer Luft auszutoben und abzureagieren. Ich schwang mich auf mein Fahrrad, fuhr erst ein Stück ziellos durch Weimars Straßen und entschloß mich dann, die nördliche Richtung einzuschlagen. Über die Senke zwischen großem und kleinem Ettersberg radelte ich auf breiter Straße durch duftende Felder bis nach Buttstedt, einem sehr bescheidenen Landstädtchen. Auf der Rückstrecke gestattete der herrlich klare Abendhimmel weite Fernblicke. Da sich meine vor zwei Jahren in der Weimarer HO für über 300 Mark teuer genug erstandene, aus den volkseigenen Simson-Werken in Suhl stammende Tretmühle nicht nur als sehr gewichtig, sondern auch - zumal über längere Strecken - als ziemlich schwergängig erwies, schraubte ich mich zum Schluß etwas mühsam die Jenaer Straße empor. Eine junge Radlerin mit sportlich-fescher Figur überholte mich und blickte sich, während sie kräftig in die Pedalen trat und den Abstand zu mir vergrößerte, noch zwei- oder dreimal nach mir um, offensichtlich belustigt darüber, daß sie

mich so spielend abgehängt hatte. Doch da packte mich auf einmal der sportliche Ehrgeiz. "Na, warte", dachte ich, "dir werde ich es schon noch zeigen." Ich ließ mich absichtlich sogar noch ein weiteres Stück zurückfallen, bis das kecke Ding nach der nächsten Kurve ganz meinen Blicken entschwunden war. Dann aber kurbelte ich meine müden Knochen noch einmal an und drehte auf à la 'Täve' Schur, dem damaligen Radsportidol der Zone, oder Bernhard Trefflich, dem Lokalmatador. Bereits auf der Höhe des Lindenberges sah ich das bunte Sommerblüschchen wieder vor mir aufplattern und seine Trägerin hurtig in Richtung Umpferstedt strampeln. Noch ein gutes Stück vor dieser Ortschaft zog ich - einem übermütigen Lausebengel eher als einem in beruflichen Existenznöten schwebenden Staatsbediensteten gleichend - mit siegesbewußtem Lächeln an meiner Herausforderin vorüber, wobei ich ihr in Anspielung auf die popularisierte und zu einem politischen Volksfest aufgepeppt Radfernfahrt Warschau-Berlin-Prag zurief:

"Na, Fräulein, das ist ja die reinste 'Friedensfahrt' zwischen uns beiden." Nach solchem ausgelassenen Jokus galt es jedoch sehr bald, wieder den steinigen Boden der Tatsachen unter die Füße zu nehmen. Am Donnerstagabend erwartete ich Elfriede am Weimarer Hauptbahnhof. Um die noch Ahnungslose nicht zu sehr zu erschrecken, teilte ich ihr die dienstlichen Vorkommnisse auf dem Nachhauseweg nicht in einem Zug, sondern in dosierten Raten mit.

Am nächsten Tag hielt zur Mittagsstunde vor der Bibliothek ein schmucker Wagen, dem zwei Herren entstiegen. Sie wandten sich dem Eingang zu. Im Kollegentrupp kehrte ich gerade vom Mittagessen zurück. Einer der Damen entfuhr der Schreckensruf:

"Um Gottes Willen, etwa wieder eine Kommission aus Berlin?!" Doch der Verdacht stellte sich glücklicherweise als unbegründet heraus. Die beiden Herren gaben sich als Skandinavier zu erkennen. Sie suchten das FDGB-Klubhaus 'Wilhelm Pieck' und glaubten, selbiges in der Landesbibliothek gefunden zu haben. Da erinnerte ich mich eines Werbeanschlages für ein Sonderkonzert mit dem Gothaer Sinfonieorchester unter dem schwedischen Gastdirigenten Hans Bornum, das am gleichen Abend in dem besagten Klubhaus stattfinden sollte. Ich beschloß, hinzugehen. Und richtig: In dem Stabmeister aus Stockholm erkannte ich den einen der mittäglichen Irrgänger wieder. Mit ungeheuer schwungvollen Gesten dirigierte er Webers Ouvertüre zu 'Euryanthe', Beethovens Violinkonzert D-Dur und schließlich Tschaikowskys unbändig wilde, mitreißende 4. Sinfonie. Neben mir saßen Musikstudenten, die vor kritischer Arroganz immerfort verächtlich durch die Nase schnoben, insbesondere über den jungen Solisten des Violinkonzertes, aber auch über die ihrer Meinung nach viel zu aufwendige Art des Dirigierens, wie sie der schwedische Gast vorexerzierte. Das konnte mich indessen nicht anfechten, nach jedem Werk sehr kräftig die Hände zu rühren und mit dem überwiegend begeisterten Publikum zum Schluß noch eine Zugabe zu erzwingen. Ganz beschwingt vom Zauber der Musik kehrte ich nach Hause zurück.

Am Sonntag, 3. Juli, besuchte ich den Gottesdienst in der Melanchthon-Kapelle, einem unscheinbaren Bauwerk an der Eduard-Rosenthalstraße im nordöstlichen Stadtteil Weimars. Dort amtierte ein mir noch unbekannter Pfarrer, dessen Predigten manche Leute sehr rühmten, während andere über sie bzw. die Persönlichkeit des Geistlichen eher abfällig urteilten. In meiner so heiklen Situation hatte ich mich nach einer guten, haltgebenden Schriftauslegung gesehnt, doch kehrte ich, soviel ich weiß, nicht sonderlich erfüllt wieder heim.

"Du", empfing mich Elfriede, "vor einer halben Stunde war dein Kollege Lipfert hier. Er wollte dir verschiedenes mitteilen. Am Dienstagabend nach 18 Uhr sollst du mal zu ihm in seine Wohnung kommen. Wilhelm-Külz-Straße 19 bei Meusemann hat er mir als Adresse genannt."

Zur angegebenen Zeit begab ich mich nach der Anhöhe hinter dem Friedhof und klingelte an Haus Nr. 19 der angegebenen Straße, einem villenartigen Wohngebäude, das zur Jahrhundertwende errichtet worden sein mochte. Auch

Fräulein Raue fand sich ein. Schon im Betrieb hatte sie mir unter vorgehaltener Hand zugeflüstert:

"Lipfert will sich von uns verabschieden. Er geht nach dem Westen."

Als wir sein Zimmer betraten, sah es dort in der Tat nach Aufbruch aus.

"Hat doch alles keinen Zweck mehr", meinte er gleich bei der Begrüßung, "ich bin doch nicht verrückt und ärgere mich noch länger mit diesen beklopften Parteibonzen herum. Das Maß ist jetzt voll."

"Aber, Herbert, wie stellt sich denn deine Frau dazu?" warf Fräulein Raue dazwischen. (Sie waren früher beide an der kleinen Landesbibliothek in Rudolstadt beschäftigt gewesen und duzten sich seitdem.)

Als erste Antwort kam ein leichtes Hochziehen der Schultern mit abwinkender Handbewegung, doch dann hob er an: "Tja, meine Teuerste hat ganz schön Tränen vergossen in diesen Tagen. Und auch Tante Erna wollte mich mit allen Mitteln zum Bleiben bewegen. Aber das konnte mich jetzt nicht mehr erweichen. Ich habe ihnen immer wieder gesagt: 'Glaubt mir, den Zirkus noch länger mitzumachen, ist einfach sinnlos. Ihr seid nicht dabei gewesen. Das könnt ihr drum auch nicht so klar beurteilen wie ich'. Na, und dann habe ich vielleicht geschuftet wie so'n Irrer. Vor allem mußte ich das Feuerungsmaterial unter Dach bringen. Wer weiß, wie lange es dauert, bis ich meine Familie nachholen kann. Sie muß doch die Zeit über existieren können. Auch die Feldarbeiten habe ich, soweit das möglich war, erledigt. Nun wollen wir mal sehen, wie alles weitergeht."

"Aber, Herbert, stell dir den Anfang im Westen bloß nicht so leicht vor", erklang abermals Fräulein Raues besorgte Stimme. "Die Berliner und westdeutschen Flüchtlingslager sollen einfach fürchterlich sein. Und ob es dann so rasch mit einer neuen Stelle klappt?"

"Das werden wir schon alles hinkriegen. Ich glaube, du siehst da ein bißchen zu schwarz, 'Hühnchen'. Schließlich habe ich zwei Hände, die schon etwas schaffen können. Und wenn eben nicht gleich in einer Bibliothek, so finde ich doch irgendwo irgendeine Arbeit ganz bestimmt."

Dann kamen wir auf die Ereignisse vom 24. Juni zu sprechen. Nach Dr. Gaudeks erster Warnung und den von Entrüstung geladenen stichwortartigen Schilderungen weiterer Kolleginnen und Kollegen war ich für Herrn Lipferts Informationen, die ja nun aus erster Hand stammten, besonders dankbar. Sie offenbarten mir zugleich aber mit aller Deutlichkeit, welch ernste Prüfungen mir noch bevorstehen sollten.

"Ich kann Ihnen sagen", so begann Lipfert zu berichten, "schon als ich frühmorgens zur Bibliothek kam und Kampe mit Schmidt VI vor der Tür im Gespräch stehend sah, erschien mir das recht verdächtig. Als aber so gegen halb 9 Uhr Frau Evers zum Chef gerufen wurde und ewig nicht zurückkehrte, da wußte ich sonnenklar, was die Stunde geschlagen hat. Kurz vor 10 Uhr kam dann der Anruf: 'Herr Lipfert, zum Chef'. Na, und da saßen sie alle um den runden Tisch: Kampe, Schmidt VI, die Deitzer, irgendein Vertreter von der SED-Bezirksleitung, die Frau Lange und Frau Evers als Vertreterin der BGL. Ihr Gesicht war hochrot, ja fast schon lila angelaufen, und die Blicke, die sie mir zuwarf - ich glaube, die werde ich nie vergessen -, besagten alles: 'Nehmen Sie sich bloß in acht, sonst geht's Ihnen an den Kragen'. Mir klopfte das Herz schon etwas, aber andererseits war ich fest entschlossen, nicht klein beizugeben. Man fing natürlich gleich von meinen Äußerungen in der Diskussion mit Beyer an. Was ich mir dabei gedacht hätte, den - wie sie sagten - aggressiven Pariser Kriegsvertrag als Verteidigungsbündnis zu bezeichnen. Ich antwortete: 'Nach allem, was ich darüber gehört habe, stellt sich der Vertrag als reines Defensivbündnis dar. Man fürchtet im Westen eben, von unserer Seite aus attackiert zu werden.' Bei dieser Antwort waren sie einigermaßen geplättet. Dann kam die Frage, ob ich schon einmal im Westen gewesen sei. Ich bejahte. Da hätte ich mir doch sicher auch die Buchläden angesehen. 'Selbstverständlich', erwiderte ich. Nun, da müsse ich doch auch die militaristische Literatur bemerkt haben. Ich: 'Davon habe ich nichts

gesehen'. Darauf Kampe zur "Kuh": 'Holen Sie doch mal das Frankfurter Börsenblatt und zeigen Sie Herrn Lipfert einige solcher Titel!' Die "Kuh" fand aber nichts. Schließlich blätterte auch "Koka", doch ebenfalls ohne Erfolg. Ich kringelte mich innerlich vor Schadenfreude. Endlich stießen sie aufatmend auf Rommels Memoiren. 'Na, bitte, da haben wir es ja!' 'Sie wissen wohl gar nicht', bemerkte ich dazu ganz trocken, 'daß Rommel von Hitler umgebracht worden ist, weil er gegen ihn opponiert hat. Rommel war ein großartiger Soldat, von dem auch seine ehemaligen Kriegsgegner nur mit Hochachtung sprechen. Für mich sind seine Memoiren keine militaristische Literatur.' Bei diesen Worten hätten Sie mal die Gesichter der Herren sehen sollen. Für eine Weile saßen sie sprachlos da. Dann ging es freilich weiter im Text. Vorwurf auf Vorwurf prasselte auf mich nieder. Mit allen Mitteln versuchten sie, mich zu überzeugen, daß meine Einstellung zu ihrem Staat verkehrt sei und daß ich mich unbedingt ändern müsse. Ich blieb natürlich fest und schleuderte ihnen mindestens dreimal die Sätze an den Kopf: 'Wenn ich Ihnen nicht in den Streifen passe, dann schmeißen Sie mich eben raus! Sie haben doch die Macht dazu. Ich bin mir jedenfalls keiner Schuld bewußt. Ich tue nach Kräften meine Arbeit hier. Mehr ist von mir nicht zu holen.' Schmidt wurde schließlich ganz wütend und fuhr mich an: 'Da wollen wir Ihnen nun eine Brücke bauen, und immer wieder opponieren Sie!' Meine Antwort: 'Ich soll vor Ihnen zu Kreuze kriechen - und das nennen Sie dann einen Brückenschlag. Da spiele ich nicht mit.'"

Herrn Lipferts freundliche Zimmerwirtin, in den ganzen Vorgang längst eingeweiht, war mittlerweile in der Tür erschienen und bat uns, doch in den großen Wohnraum zu kommen. Dort könnten wir es uns etwas bequemer machen. Von der Fensterfront dieses Zimmers genoß man einen wundervollen Blick über Dächer und Türme Weimars, die im Hintergrund der breite Rücken des Ettersberges überragte. Obgleich die Wilhelm-Külz-Straße nicht so hoch führt wie unsere Oberweimarer Bodelschwingstraße, liegt einem die Stadt hier doch viel unmittelbarer zu Füßen. Ein aufziehendes Gewitter verlieh dem Bild noch besondere, spannungsgeladene Konturen.

"Ja, in diesem Stile ging das noch bis gegen Mittag weiter", nahm Herr Lipfert seinen Faden wieder auf. "Koka begleitete mich zur Mensa und bemühte sich auf diesem Wege noch einmal, jetzt in sanfteren Tönen, mich umzustimmen. Wörtlich hielt ich ihm entgegen: 'Können Sie mir denn zumuten, daß ich nun plötzlich das Gegenteil von dem sage, was ich vorher gesagt habe?' Er meinte, das brauche ich so wohl nicht, solle aber wenigstens einen entschiedenen Richtungswechsel glaubhaft bekunden. Zu diesem Zeitpunkt war ich indessen schon längst entschlossen, eine ganz andere Art von Schlußstrich zu ziehen. Mir langte es jedenfalls. Und ich sagte mir: 'Ein Reuebekenntnis wider Willen wird dich später nie wieder froh werden lassen'. Als ich nach dem Mittagessen erneut hochzitiert wurde, blieb ich weiterhin eisern. Nach einer Pause trommelte man dann die gesamte Belegschaft zusammen. Und die Lange von der Kaderabteilung, die früh gar nicht so viel gesagt hatte, schwang nun ihre Brandfackel gegen mich. Also, da war wirklich alles dran. Aber umhauen konnte mich auch das nicht mehr. An sich war sie eine recht hübsche, vielleicht sogar sehr hübsche Frau mit schwarzem Haar und dunkelbraunen, fast schwarzen Augen. Doch welche bitterbösen Blicke konnte sie damit werfen! Ich blickte ihr aber unverwandt und mindestens ebenso böse kerzengerade in die Pupillen. Zu ihren massiven Beschuldigungen noch etwas zu sagen, erschien mir völlig sinnlos. Im Grunde war ich sogar froh, daß sich jetzt endlich die Gelegenheit bot, mit gutem Grund die Zelte hier abzureißen. Doch als nach all den Drohreden "Guderchen" so beherzt aufsprang und die Lange anbrüllte, sie solle einen anständigen Kollegen gefälligst in Ruhe lassen und sei selbst die schlimmste Person von allen, mußte ich wirklich meine ganze Willenskraft zusammennehmen, um nicht vor Rührung geradeheraus zu flennen."

Er hielt inne. Fräulein Raue und ich erkundigten uns noch, wie er nun das Vorhaben der Republikflucht zu bewältigen gedenke. Sein Plan war, mit aller-

hand Sack und Pack einschließlich Fahrrad zuerst nach Ostberlin zu reisen und die Sachen dort bei Bekannten unterzustellen. Danach wollte er sie in einzelnen Etappen per Rad zu seiner in Westberlin lebenden Tante befördern, um danach im Flüchtlingslager Aufnahme für die Bundesrepublik zu beantragen.

"Ist das nicht ein bißchen zu riskant, Herbert?" warnte Fräulein Raue, doch winkte Herr Lipfert sogleich beschwichtigend ab. Da das Gewitter zunächst weitergrollte, verplauderten wir noch eine gute Weile. Schließlich hatte sich die Wolkenwand nach dem Ettersberg verzogen. Es tröpfelte zwar noch immer, doch blinkte bereits die Sonne dazwischen, und über der Stadt bildete sich ein prachtvoller Regenbogen. Mit festem Händedruck verabschiedeten wir unseren Kollegen, dem man so arg mitgespielt und der sich dabei so wacker geschlagen hatte, in eine ungewisse Zukunft. Wir konnten nicht mehr tun, als ihm von ganzem Herzen Glück und Erfolg zu wünschen.

Die restlichen Tage der Woche blieben ruhig. Bis Sonnabend lief Dr. Pflaumes Urlaub. Nach seiner Rückkehr sollte, so zeichnete es sich immer klarer ab, erneut Gericht gehalten werden. Daß Herrn Lipferts Flucht nach dem Westen, ihr Gelingen vorausgesetzt, unseren Häschern abermals einen dicken Strich durch die Rechnung ziehen würde, stand zwar fest, nur noch nicht ihre Auswirkungen auf das weitere Verfahren. Zum Wochenende empfing ich von meinen Eltern eine mich sehr bewegende Nachricht. Ohne die näheren Umstände und Hintergründe erläutern zu können, schrieben sie mir, daß mein Großvetter Lothar zu Pfingsten in die Bundesrepublik geflüchtet sei. Ein anderer Weg habe sich nicht mehr angeboten. "Sollte dir", so durchfuhr es mich, "am Ende auch nichts anderes übrig bleiben? Doch augenblicklich völlig undurchführbar. Im jetzigen Zustand kannst du Elfriede keinesfalls hier ihrem Schicksal überlassen. Nein, du mußt in Weimar aushalten und solltest dich daher, soweit es sich mit deinem Gewissen vereinbaren läßt, um einen tragbaren Ausgleich bemühen. Später dann, ja vielleicht ..."